

Himmlicher Christus in uns und um uns,
 ihr drei roten Kreuzesrosen,
 du Stein der Weisen mit unendlichem Radius,
 Mittelpunkt des ganzen Kosmos,
 für jeden Menschen in seinem Innern ergreifbar:
 schenke uns,
 daß wir in jedem Augenblick,
 immer voll und ganz hin- und aufgeben, dir verfügbar,
 dich brennend lieben und danach handeln –
 ganz unabhängig davon,
 was du uns gibst, nicht gibst oder nimmst.
 „Suchet mein Angesicht.“
 Jeder Mensch ist immer ein von Gott Gesegneter,
 Geheiligter, Gebenedeiter.
 Alle sind wir immer Benedicti.

Auszug aus dem Westen

Impressionen einer Indien-Reise

Franz-Josef Steinmetz, Frankfurt am Main

Kann man es wagen, einen kleinen Bericht über Indien zu schreiben, wenn man nur drei Wochen dort war? – Die ironischen Worte eines Experten klingen mir noch in den Ohren: „Wer eine Zwischenlandung in Bombay macht, schreibt gleich ein ganzes Buch; wer einen knappen Monat durchs Land fährt, verfaßt zumindest einen Artikel; wer aber ein ganzes Jahr hier verbringt, der schweigt.“ (E. Zeitler SVD, Poona) Angesichts der Größe des Landes und seiner sprichwörtlichen Gegensätze ein berechtigter Einwand. Man versuche sich vorzustellen: von Osten nach Westen eine Breite von 2700 km, von Norden nach Süden eine Länge von 3200 km. 1977 zählte man 620 Millionen Einwohner, davon sind 50 Prozent Jugendliche, das ist ein Zwölftel der Weltbevölkerung; die Amtssprache ist Hindi, daneben Englisch; es gibt 15 anerkannte Regionalsprachen, aber die etwa 300 weniger bedeutenden Idiome sollte man nicht vergessen; nur 2,6 Prozent der Inder sind Christen (gut zur Hälfte Katholiken), 83 Prozent Hindus, 11

Prozent Moslems, 2 Prozent Sikhs, 0,7 Prozent Buddhisten, 0,5 Prozent Jainas.

Ich halte es trotzdem für sinnvoll, einige Eindrücke aufs Papier zu bringen, vielleicht nur um über unsere eigenen kleinen Kirchtürme hinausschauen. Zumindest in diesem Punkte war sich unsere Gruppe ziemlich einig. Sie bestand übrigens aus zehn Regenten und Professoren verschiedener deutschsprachiger Priesterseminare und stand unter der Leitung von P. Kurt Piskaty SVD, Missio-Aachen. Aber ich schreibe in eigener Verantwortung, auswählend und subjektiv; ein offizielles Ergebnis-Kommuniqué unserer Reise (im März 1980) ist nicht beabsichtigt.

Delhi

Wir waren nur wenige Stunden und eine Nacht dort. Ein armes oder reiches Land? Die Gegensätze sind verwirrend. Ich kenne Rom, Berlin, London, Paris und Wien, aber ich kenne keine Stadt mit einem derart prächtigen Regierungsviertel, wie ich es hier gefunden habe.

Später meinte jemand, daß nicht Armut und Überbevölkerung die eigentlichen Ursachen des indischen Elends seien, sondern Abhängigkeit und Ungerechtigkeit. Wenn es wirklich so ist, was könnte, was müßte man folgern? In Delhi wurde diese Frage noch nicht gestellt, aber gewiß schon tief empfunden.

Agra

Es liegt am Westufer des Flusses Yamuna und gehört zu den großen Touristenorten Indiens. Zahlreiche Baudenkmäler, die eine harmonische Verschmelzung von indischem und islamischem Stil repräsentieren, faszinieren Augen und Gemüt. Wir besuchen das Mausoleum Kaiser Akbars (1555 bis 1605), vor allem aber das berühmte Tadsch Mahal, ein mit Fliesen und Arabesken aus schwarzem Stein geschmückter weißer Marmorbau, der zu den größten Kunstwerken der Erde zählt, von Sha Jahan in den Jahren 1630–1652 dem Andenken seiner Lieblingsgattin errichtet. Auch das Fort von Agra mit seinen königlichen Palästen und der Perlenmoschee findet staunende Aufmerksamkeit. Man bezahlt keinerlei Eintritt, aber die Flut der Bettler und Händler vor den Toren fordert ihren Tribut. Der „guide“ gab sich alle Mühe, uns heil durch die Menschenmassen zu schleusen, und mit verschmitztem Seitenblick auf die Haremsgebäude des Kaisers meinte er: Er lebte das gerade Gegenteil von dem, was Sie zu leben versuchen.

The most reverend Dominic R. B. Athaide O.F.M. Cap., der Erzbischof von Agra, empfing uns zum Gespräch. Natürlich berührten wir auch die

Frage der Inkulturation. Ob die indische Kirche in Zukunft „indischer“ werden müsse, wollten wir wissen. Er nannte diesen Gedanken „stupid“, und mit Hinweis auf unsere Kleidung, die man weder typisch deutsch noch europäisch, sondern allgemein weltlich nennen mußte, versuchte er zu erklären: die Kultur der Zukunft sei eine Welt-Kultur. Ich bin indisch genug.

Mit sichtbarem Stolz hingegen erzählte er von den Glaubensgesprächen der Inter-Faith Group seiner Diözese. Ihre Absichten und Ziele sind lesenswert: 1. Unsere religiösen Überzeugungen und Erfahrungen auf zwanglose Weise einander mitteilen, um sich gegenseitig besser zu verstehen. 2. Aufrichtige Würdigung (jenseits bloßer Toleranz) von allem, was wahr, gut und schön ist, in den verschiedenen Gemeinden, die allesamt wesentliche Teile unserer Nation sind. 3. Zu entdecken suchen, was in unseren Glaubensbekenntnissen für die Lösung der brennenden Probleme unserer Zeit von Bedeutung ist. 4. Sich wirksam um die Ausbreitung des guten Willens, der Harmonie und des Friedens unter den Mitbürgern bemühen. Der Leitsatz aller Anstrengungen lautet: „Es ist weit besser, eine einzige Kerze anzuzünden, als die Dunkelheit zu verfluchen.“ Als Thema des 24. Gespräches dieser Art wurde angekündigt: Hat Gott für die Menschheit einen Plan, wie können wir ihn entdecken? – Das Thema des 13. Treffens, ein anderes Beispiel, befaßte sich mit der Frage: „Wie gewinne ich Kraft und Trost in Zeiten der Prüfung und des Unglücks?“

Ähnliche Grundsätze und Themen finden sich zweifellos auch bei uns. Zur Zeit lese ich ein Plakat des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz: Die Vielfalt der Religionen und die Probleme der Gegenwart. Im einzelnen: Der interreligiöse Dialog. Die Weltreligionen und der Frieden. Die Weltprobleme in der Sicht der Weltreligionen. Toleranz – Mission – Religionsfreiheit. Wie sind die konkurrierenden Ansprüche der Religionen und Weltanschauungen heute zu lösen? – Ich fürchte, daß diese Fragen bei uns vorerst von nur akademischem Interesse sind. Im kirchlichen Alltag Indiens scheinen sie hingegen von ganz existentieller Dringlichkeit zu sein. Es gibt mittlerweile über 20 solcher Dialogstätten wie in Agra.¹

Benares

Die Stadt hat jetzt wieder ihren ursprünglichen Namen Varanasi angenommen und liegt am linken Ufer des Ganges. Zu diesem bedeutendsten hinduistischen Wallfahrtsort strömen jedes Jahr über eine Million Menschen, um sich von ihren Sünden reinzuwaschen. Wie in keiner anderen

¹ Das Sekretariat des Vatikans für die Nicht-Christen hat inzwischen ein umfassendes Handbuch zusammengestellt: *Religions. Fundamental Themes for a dialogistic Understanding*, Verlag Ancora, Rom 1970.

großen Stadt Indiens kann der Besucher hier einen ersten Einblick in die Praktiken und vielleicht auch in das Wesen des Hindu-Glaubens gewinnen.

Es würde wenig helfen, das Kaleidoskop ständig wechselnder Szenen und Eindrücke durch wortreiche Beschreibungen auszumalen. Auch der Duft der Räucherkerzen in den zahllosen Tempeln oder Tempelchen, die Gerüche der Basare, der Lärm auf den Straßen oder die langweilig-meditative, bzw. erregend-unverständliche Musik in den Häusern, die für westliche Ohren sehr fremd ist, läßt sich auf diese Weise kaum vermitteln. Ich möchte vor allem mein tieferes Empfinden zur Sprache bringen. Ein Wort von Papst Paul VI. gibt mir nachträglich zu denken (die unterschiedliche Situation tut nichts zur Sache): „Die Indienreise hat mir tatsächlich eine unbekannte Welt erschlossen. Ich erblickte, wie es in der Apokalypse heißt, eine Schar, die niemand zu zählen vermag, eine Menschenmenge, die mich durchwegs freundlich empfing. In den Tausenden von Augen entdeckte ich mehr als Neugierde, eine schwer zu beschreibende Sympathie. Indien ist ein frommes Land. Es hat von Natur aus den Sinn für christliche Tugenden. Ich sagte mir, wenn es ein Land gibt, wo die Seligkeiten der Bergpredigt eines Tages gelebt werden können, und zwar nicht nur von wenigen, sondern von einem ganzen Volk, von einer einmütigen, zahlreichen Menge, dann hier. Was steht dem Herzen der Inder näher als die Armut des Geistes? Was ist charakteristischer für einen Hindu als die Sanftmut, die sich in seinen Blicken, Gebärden und Worten ausdrückt? Sind nicht Friede, Erbarmen und Herzensreinheit die Seele Indiens? Wer hat ein tieferes Wissen um jene Demut, die mitten in der Verfolgung um der Gerechtigkeit willen die Hoffnung nie verliert? Wir können nicht wissen, was geschähe, wenn alle Möglichkeiten, Anlagen und – ich betone – Erwartungen, die in diesem großen Volke schlummern, plötzlich aktiviert würden.

Ich habe ferner bemerkt, daß die Führer dieses Volkes Weise sind. Im Westen sind die leitenden Persönlichkeiten durch die Politik geformt, dort sind sie Mystiker, Weise. Sie leben kontemplativ, sie sprechen leise, ihre Gebärden sind gemessen, liturgisch. Diese Länder sind für den Geist geboren. Niemand kennt die Zukunft des Geistes.“²

Soweit also Papst Paul VI. nach seiner Indienreise. Mögen seine Hoffnungen erfüllt werden. Wir machen eine Bootsfahrt auf dem Fluß, der als heilig gilt, und betrachten die Ghats, die Stufen, die von den Uferbänken zum Ganges hinunterführen. Die Gläubigen beten, baden und singen, man schöpft Wasser zum Trinken, wäscht seine Kleider und streut die Asche der Toten in den Fluß oder wartet in naturverbundener Sehnsucht auf seinen eigenen Tod. Wir besuchen einige Tempel, die voller Leben sind, und

² J. Guitton, *Dialog mit Paul VI.*, Heyne Verlag, München 1978, 41 f.

kommen auch nach Sarnath, der alten Metropole, in der die Reformation des Buddha gegen den rituell ausufernden Hinduismus begann. Man weiß um die geringe Bedeutung, die der reine Buddhismus heute in Indien hat, und staunt über die sorgfältig ausgegrabenen Ruinen aus dem 3. Jahrhundert vor Christus, heiliges Land einer großen Religion.

Hat das Christentum in dieser vitalen Umgebung überhaupt eine Chance? Die Schwestern der Kongregation „Königin der Apostel“, deren Gäste wir sind, gehen in aller Bescheidenheit ihren Aufgaben nach, ohne viel zu grübeln. Arbeit gibt es in Fülle, sowohl in der Blindenschule als bei der Ambulanz, ganz in der Nähe des Goldenen Tempels, der Schiwa geweiht ist. Aber sie sorgen auch dafür, daß man sie beten sieht (was die frommen Hindus bei uns Christen nicht selten vermissen). An Postulantinnen fehlt es nicht, engagiert beantworten sie unsere Fragen, die Möglichkeit sozialen Aufstiegs scheint die Berufe zu fördern. Der Sonntagsgottesdienst in der Bischofskirche ist gut besucht. Einheimische Sprache und indische Lieder ermöglichen eine innere Teilnahme, die überzeugt. Die Funken gläubiger Begeisterung springen über.

Am Abend warten wir auf Father Panikkar, einen berühmten Priester der Diözese Varanasi, zugleich Professor für vergleichende Religionsphilosophie in Kalifornien.³ Er kommt tatsächlich und zieht uns in seinen Bann. Seine Ideen zeigen Erfahrung und Großzügigkeit. Sein Haupt-Gedanke: die Notwendigkeit eines neuen Welt-Konzils, aber nicht Vatikanum III oder Washington I, sondern Jerusalem II. Was heißt das? Er sagt, daß die Kirche in Gefahr sei, eine westliche Sekte zu bleiben, falls die Beschlüsse des I. Jerusalemer Apostelkonzils nicht in analoger Weise für heutige Streitfragen zwischen den Weltreligionen aktualisiert würden. „Ich halte es für richtig, den Heiden, die sich zu Gott bekehren, keine Lasten aufzubürden.“ (Apg 15, 19) Genau dies sei auch heute unsere Aufgabe und unser Problem. Einer meinte, daß Christus doch zumindest verlange: „Das tut zum Gedenken an mich“ (1 Kor 11, 24). Also müßten auch die Hindus lernen, die Eucharistie zu feiern. Gewiß, erwidert Panikkar. Aber es gehe doch nicht zuerst und zuletzt um die Gestaltung liturgischer Feiern. Nachdenklich treten wir den Heimweg an: „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen, euch keine weitere Last aufzuerlegen als diese notwendigen Dinge: Enthaltung von Götzenopferfleisch, von Blut, von Ersticktem und von Unzucht. Wenn ihr euch davor hütet, handelt ihr richtig. Lebt wohl!“ (Apg 15, 28 ff.)

Bekehrung von einem rituellen System in ein anderes: jeder moderne Missionar weiß, daß dies nicht entscheidend ist. Befreiung des Herzens

³ Vgl. R. Panikkar, *Offenbarung und Verkündigung. Indische Briefe*, Herder, Freiburg 1967.

aus dem bloßen Gesetz: im Hinduismus kaum mehr nötig? Ich glaube nicht, daß ein echter Guru diese Frage bejahen würde.

Kalkutta

Diese größte Stadt Indiens hinterläßt wegen der entsetzlichen Überbevölkerung (Millionen von Flüchtlingen aus dem ehemaligen Ostpakistan) einen schrecklichen Eindruck. Prachtbauten aus der englischen Kolonialzeit und schmutzige Elendsquartiere liegen dicht beieinander. Straßenhunde, heilige Kühe und Bettler raufen sich um Abfälle.

Wir stehen beim Denkmal Mahatma Gandhis am Ufer des Hooghly, einem Delta-Arm des Ganges, und denken zurück an Indiens langen Weg zur Unabhängigkeit, der erst 1950 zu Ende war. An diesem Freiheitskampf gegen die Engländer haben sich nur wenige Katholiken beteiligt, viele Priester haben ihn verurteilt. Manche Hindus hören nicht auf, an diese Geschichte zu erinnern. „Die Kirche ist immer defensiv, introvertiert und – freiheraus gesagt – egoistisch gewesen“, behauptete noch vor kurzem ein katholischer Soziologe, dessen Namen ich nicht kenne. Ich hoffe, man darf das „gewesen“ heute schon unterstreichen.

Habt ihr auch Mutter Teresa gesprochen? Das war immer eine der ersten Fragen, als ich wieder in Deutschland war. Jedes Kind scheint sie zu kennen. Nun, wir hatten nicht bloß das Glück, sie zu sehen, sondern konnten etwa eine Stunde mit ihr sprechen, über die Entstehung ihrer Gemeinschaft, deren wunderbares Wachstum (es gibt inzwischen etwa 3000 Missionaries of Charity), ihre Zukunft, aber auch über kritische Fragen. Sie solle den Armen, keine „Fische“ zum Essen, sondern eine „Angel“ zum Fangen geben, habe man gesagt. Teresas Antwort ist plausibel: „Die Leute sind viel zu schwach, um die Angel zu halten. Sie müssen erst kräftiger werden.“ Wie diese Antwort erschien ihr ganzes Wesen: bescheiden, einfach, energisch. Wir gehen mit ihr in die Kapelle. Vor dem Allerheiligsten knien betende Schwestern. Ihre Arbeit lebt aus der Kontemplation. Wäre sie sonst zu verkraften?

Terasas Werke sind weithin bekannt: in einem Teil des Kali-Tempels das Haus der Ärmsten der Armen, die wenigstens menschenwürdig sterben sollen; das Haus derer, die noch einmal ins Leben zurückgekehrt sind; Stationen für Lepra-Kranke; Schulen usw. Weniger bekannt sind die Zentren für Familienplanung, welche die Schwestern organisiert haben. In einem Programmheft lesen wir, daß etwa 12 000 Ehepaare mit Erfolg Instruktionen erhalten.⁴ „Wir hatten fünf Kinder, aber keine Nahrung. Ich

⁴ *Natural Family Planning and Family Life Education*. Missionaries of Charity, Lower Circular Road, Calcutta.

pflegte zu betteln. Nachdem wir der natürlichen Familienplanung folgen, hat sich unser Leben geändert. Wir haben bereits 200 anderen Familien geholfen.“ Es gab Hunderte solcher Zeugnisse zu betrachten. Die Anerkennung der Regierung konnte nicht ausbleiben.

Wir wohnen im „Morning-Star-Kolleg“, einem Regional-Seminar, das 1968 gegründet wurde und von Jesuiten-Patres geleitet wird. Es gibt in Indien etwa 106 Jurisdiktionsbezirke, davon sind rund 25 im „Morning Star“ durch insgesamt 200 Studenten vertreten, die von etwa 30 Professoren und Dozenten unterrichtet werden. Die Atmosphäre ist aufgeschlossen, der Kontakt gelingt problemlos, eine Abendveranstaltung bringt Folklore, Musik und zeigt noch einmal, wie verschieden die Herkunft der Theologen ist. Zwischen den Studien der Philosophie und der eigentlichen Theologie liegt das Jahrespraktikum in einer Pfarrei. Latein und Griechisch werden nicht verlangt, dafür beherrschen die meisten drei, manche sogar vier Sprachen: Englisch (für die Vorlesungen), Hindi, sowie die Idiome ihres Mutterlandes und ihres zukünftigen Arbeitsgebietes.

Poona

Es liegt 200 km von Bombay entfernt, etwa 600 m hoch inmitten einer Gartenlandschaft. Von 1750 bis 1817 war es Hauptstadt des mächtigen Marathenreiches, später britische Residenz in der Monsunzeit, heute Universitätsstadt mit zahlreichen Colleges sowie dem Zentrum für geistliche Berufe, das P. Zeitler SVD gegründet hat. Wir wohnen im De-Nobili-Kolleg (benannt nach dem berühmten Missionar des 17. Jahrhunderts). Diese jesuitische Hochschule wird von rund 600 Studenten besucht. Der Semester-Abschluß-Gottesdienst im neuen indischen Stil beeindruckt durch Schlichtheit der Gebärden und Vielfalt der Gesänge.

Der Shree Rajneesh Ashram wurde auch in Deutschland bekannt. Wohl Tausende aus der westlichen Welt pilgern in dieses „Meditationszentrum“, um die Vorträge des „göttlichen“ Guru zu hören. Mancherlei Praktiken versprechen ein Leben in Freiheit und Freude. Am Ende des Lehrgangs tragen viele das Bild des Meisters wie ein Idol an einer Halskette. Eines Morgens sind wir Zeugen einer Dynamic Meditation genannten Atemübung, die schon um 6.00 Uhr beginnt und eine Stunde dauert. Hunderte von meist jungen Leuten bewegen sich nach den Klängen asiatischer Rhythmen, wie um sich „auszutoben“; anschließend verharren sie 15 Minuten absolut regungslos in der Lage, in der sie sich gerade befinden; um dann wieder leicht wie Schmetterlinge zu „tanzen“, ein gutes Gefühl scheint am Ende garantiert. Das Motto und Ziel aller Exerzitien lautet recht simpel: „Be yourself“. Mein Meditation Pass trägt die Nummer 37217.

Eine hilfreiche oder fragwürdige Angelegenheit? Ein echter Guru würde niemals Geld fordern, Rajneesh hingegen verlangt viel, so sagt man uns. Ob seine Klienten wirklich lebensstüchtiger werden und in welchem Sinne sie wahrhaft Gott finden, ist zweifelhaft. Die einen sagen: Er ist gut; andere sagen: Nein, er ist ein Volksverführer (vgl. Joh 7, 12). Zumindest sollte man daran erinnern, daß es eine Reihe anderer, qualifizierter Ashrams (z. B. der des P. Lederle SJ) am Orte gibt, die freilich keine leichten Erfolge versprechen und so natürlich weniger attraktiv erscheinen. Was man für die Suchenden tun könne, war auch Valerian D'Souza, dem Bischof von Poona (er hat in Frankfurt studiert), noch nicht klar. Der gnostische Libertinismus des umstrittenen Zentrums bleibt gefährlich.

Ein echter Ashram ist ein Ort intensiven und ausdauernden geistlichen Suchens, in dessen Mittelpunkt ein Guru steht, d. h. einer, der von anderen als ein Mensch von tiefer geistlicher Erfahrung anerkannt ist; ein Ort also, wo Gott erfahren werden und wo man im immer tieferen Bewußtsein seiner Gegenwart leben kann. Dies wird gefördert durch Entsagung und Lösung und in einer Atmosphäre von Schweigen und Frieden. Die Kirche Indiens sieht mit Freude, daß die Hochschätzung dieser Lebensart sich ausbreitet und wünscht sich, daß noch viele Ashrams entstehen mögen.

Das Abend-Gespräch mit einigen Professoren der päpstlichen Hochschule berührt aufs neue zentrale Probleme einer indischen Religiosität und Theologie. Leider ist P. Josef Neuner SJ, dessen einschlägiger Artikel einigen Lesern noch in Erinnerung sein wird⁵, nicht unter uns. Die Unzufriedenheit der jungen Dozenten (z. B. P. Francis D'Sa) mit der traditionellen Theologie ist offensichtlich. Zweifel und Furcht, ob irgendein geschichtliches Ereignis die Fülle der Selbsterschließung Gottes enthalten kann (Christologie als Beschränkung der Theologie?), werden deutlich. Einer von uns meint, ob wir nicht analog wie Paulus, der nach dem Vorzug der Juden fragt (vgl. Röm 3, 1), heute nach dem Vorzug der nominalen Christen fragen müßten. Vielleicht dürfte auch unsere Antwort ähnlich dialektisch ausfallen. Was ist nun der Vorzug der Christen? Er ist groß in jeder Hinsicht. Vor allem sind ihnen die Worte Gottes anvertraut (vgl. Röm 3, 1 f.). Was heißt das nun? Sind wir als Christen im Vorteil? Ganz und gar nicht. Denn wir haben vorher die Anklage erhoben, daß alle . . . unter der Herrschaft der Sünde stehen (vgl. Röm 3, 9). Solche Dialektik gefällt. Aber die offiziellen Vertreter des Christentums in Europa wären damit kaum einverstanden. Sie hätten das Christusereignis völlig in Besitz genommen, ergänzende indische Augen würden abgelehnt, fürchtet man.

⁵ Vgl. *Inkulturation in Indien*, in: GuL 1979, 171–184.

Zum Abschied erhalten wir eine kleine Textsammlung religiöser Hindu-Literatur.⁶ Ich lese gerne darin. Jesus kam zu erfüllen, nicht um zu zerstören, sagt das Vorwort. Jeder Christ in Indien solle sorgfältig auf den Strom des religiösen Denkens im Lande achten. Ich habe jedoch den Eindruck, daß der Unterschied zwischen dem volkstümlichen Ritualismus der Alltags-Praxis und den hohen Gedanken der „Temple Bells“ gewaltig ist. Oder ist dies in Indien weniger problematisch als in Europa?

Bangalore

Die Hauptstadt des Staates Mysore ist eine der schönsten und saubersten Städte der Republik. Wir verbringen eine ganze Woche im NBCLC, dem Nationalen Zentrum für Bibel, Katechese und Liturgie. Dort haben schon mehr als 10 000 Christen die Möglichkeit gehabt, sich ausbilden oder weiterbilden zu lassen, um die gewonnenen Erfahrungen schließlich in die entferntesten Missionen des Landes zu bringen. Die Leitung hat eine Autorität von Weltrang auf dem Gebiet der Evangelisation, Katechese und Liturgie: Father D. S. Amalorpavadass, den man ohne zu zögern einen christlichen Guru und Propheten von heute nennen darf. Ihm stehen etwa 25 ständige Mitarbeiter zur Seite.⁷

Die Erfahrungen dieser Tage auch nur skizzenhaft zu referieren, ist hier wenig sinnvoll. Man legte offensichtlich Wert darauf, daß wir nicht oberflächlich-kurz, sondern umfassend-intensiv über die Probleme Indiens und seiner christlichen Kirchen informiert wurden. Ich nenne einfach die größeren thematischen Zusammenhänge: 1. Die Kirche in Indien gestern, heute und morgen. 2. Die vier-fältige Missionsaufgabe von heute: a) Inkulturation, b) Der Dialog zwischen den Religionen, c) Der Kampf für Gerechtigkeit und Befreiung, d) Die Rolle der christlichen Theologie bei der Gestaltung einer neuen Gesellschaft. 3. Ausbildung der Führungskräfte und fortwährende Weiterbildung der Laien, der Ordensleute und der Bischöfe im allgemeinen, sowie der Seminaristen und der Priester im besonderen. 4. Das Phänomen einer indischen Theologie. 5. Die Beziehungen zwischen der indischen und den westlichen Kirchen.

So wertvoll diese Diskussionspodien, Konferenzen und Vorträge waren, genau so wichtig war es, daß wir einander begegnet sind und miteinander gebetet haben. Dies geschah vor allem in der täglichen Eucharistiefeier in verschiedenen Riten, aber ebenso bei Meditationsübungen, beim

⁶ A. J. Appasamy (Hrsg.), *Temple Bells. Readings from Hindu Religious Literature*, YMCA Publishing House Calcutta. Vgl. auch A. J. V. Chandranathan, *The God of the Indian Christian*. Good Pastor Book Centre, Madras.

⁷ Das Zentrum hat bisher mehr als 30 Bücher veröffentlicht. Auch die Monatszeitschrift „*Word and Worship*“ sowie eine Flut von Informationsblättern sorgen für Einfluß.

Yoga, beim abendlichen Arati (einer besonderen Form der Huldigung) oder beim klassischen Kulturprogramm und nicht zuletzt bei den gemeinsamen Mahlzeiten. Die Bhajans (die traditionellen Loblieder), begleitet vom Ein-Hand-Harmonium, Schellen und Trommeln, und vieles andere, auch die seit Jahren praktizierte neue indische Liturgie, war fremd und blieb fremd. Bewunderung und Ehrfurcht wuchsen von Tag zu Tag.

Kleine Ausflüge in die umliegenden Dörfer erinnern daran, daß 80 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande lebt, 70 Prozent sind Analphabeten. Wir werden angestaunt, als ob wir vom Mond kämen. Eine seltsame Mischung von Furcht, Neugierde und Freude spiegelt sich in den Gesichtern. Mehr als 250 Millionen Menschen vegetieren unterhalb des Minimums dahin, d. h. sie haben nicht einmal 2 Rupien (= 50 Pf.) pro Tag. Für den Erwerb eines Hühnereis arbeitet man in Deutschland vielleicht eine Minute, in Indien hingegen 11 Minuten. Das Nationaleinkommen ist in den letzten 30 Jahren gewachsen, aber nur zugunsten der höheren Klassen. Die Effizienz einer Demokratie, bei soviel Armut und Analphabetentum, scheint äußerst gering.⁸

Ein Erlebnis besonderer Art war die Begegnung mit Jyoti Sahi, dem Maler, der für 1978 das indische Hungertuch gestaltete, das die Misereor-Aktion in vielen deutschen Pfarreien begleitete. Seine Mutter und auch seine Frau sind Engländerinnen, sein Vater war Hindu, er selbst ist zum christlichen Glauben konvertiert. Seine Malereien versuchen alte indische Elemente für die Darstellung christlicher Motive fruchtbar zu machen. In Deutschland findet er bekanntlich großes, in seiner Heimat hingegen bisher nur geringes Interesse, aber sein Konzept überzeugt mich: „Vielleicht ist unser Gebet zu wortreich geworden. Auch unsere Einbildungskraft neigt zum Buchstäblichen und wir versuchen die Ereignisse des Lebens Christi eher so zu malen, wie sie geschehen wurden, also so, wie sie hätten gefühlt werden können . . . Ich versuche die Frömmigkeit einzufangen, ohne mich zu sehr in die Einzelheiten des Weges Christi zu verlieren. Meine Art ist wesentlich symbolisch.“⁹ Eine Reihe von kleineren Originalen konnten wir glücklicherweise erwerben. Ich freue mich über Jyotis „Tempelreinigung“, die seither in meinem Zimmer hängt.

Daß Gastlichkeit eine alte indische Tugend ist, haben wir überall im Land erfahren. Der Gast gilt als der „ohne Datum“ (aditi), der unerwartet, wie Gott selber, in unsere Welt eintritt und in Gottes Namen aufgenommen wird. Die Blumenketten, die uns in Bangalore zur Begrüßung

⁸ Ich bin außerstande, über die divergierenden Meinungen zur Problematik der deutschen Hilfsaktionen (z. B. Misereor) zu berichten. Die Schwerpunkte der Hilfe liegen immer noch in den Bereichen Erziehungs- und Gesundheitswesen.

⁹ Jyoti Sahi, *The Way to Glory*. Indian Missionary Society, Varanasi.

und zum Abschied überreicht wurden, waren ein ausdrucksvolles Zeichen dafür, daß diese Überzeugung auch heute noch lebendig ist.

Bombay

Indiens bedeutendste Hafenstadt wird von einem malerischen Hügelkranz überragt und ist als Gateway of India bekannt. Dreimal während unserer Reise sind wir Gäste des Pius-Kollegs in Goregaon. Die Atmosphäre schien „westlicher“ als in den anderen Priesterseminarien, die wir kennenlernten, aber auch hier war das Interesse an unserem Besuch erstaunlich groß. Einige Professoren fragen sogar nach negativen Eindrücken, die die indische Kirche hinterlassen habe. Wir wissen nicht recht, was wir antworten sollen.

Wir sprechen mit P. Fuchs im Anthropos-Institut der SVD. Er studiert vor allem die Sitten und Gebräuche der „triblas“, der Ureinwohner im Norden des Subkontinents. Einer wollte wissen, ob das Kastenwesen auch Vorteile habe. Eine Antwort war verblüffend: Die Inder seien nicht so schnell versucht, zu Kommunisten zu werden wie andere Völker, sagte man. Ein Bischof hingegen meinte: „Die Kasten sind das größte Übel in unserem Lande, sie sind überall gegenwärtig und verderben jede Schicht der Gesellschaft. Das ist ein schlimmeres Übel als die Rassendiskriminierung, wie man sie im Westen kennt.“ Man wundert sich, daß es kaum Heiraten zwischen den Kasten gibt und die Kirche dies auch nie gefordert hat.

Die Tanzschule von P. Broksch in Andheri wurde durch Auftritte während der eucharistischen Kongresse in Bombay und München berühmt, aber ihre Zukunft scheint wenig gesichert. Ihr Gründer ist hochbetagt, er hofft auf die Genehmigung eines Säkular-Institutes, das die Methoden seiner Verkündigung vorantreibt oder wenigstens fortsetzt.

Höhepunkt des letzten Reisetages ist die Fahrt zu den Tempelhöhlen der Elephanta-Insel, die zumeist im 8. Jahrhundert nach Christus aus den Felsen gehauen wurden. Staunend stehen wir vor der dreifachen Büste, die als Trimurti (Dreifaltigkeit) bekannt ist. Das linke Gesicht hat einen furchterregenden Ausdruck, es meint Schiwa, den großen Gott, als Zerstörer; das mittlere Gesicht ist majestätisch und zeigt Schiwa als „Brahma“, den Schöpfer; das rechte Gesicht wirkt gnädig und manifestiert Schiwa als Wischnu, den Erhalter. Die Frage, ob und wie weit hier eine Vorahnung der christlichen Dreifaltigkeitslehre vorliegt, wagt keiner von uns zu beantworten. Die „Hochzeit von Schiwa und Parvati“ wirft weitere Fragen auf, deren Lösung Fachleuten überlassen bleiben muß.¹⁰ Die west-

¹⁰ Ich empfehle vor allem K. Klostermaier, *Hinduismus*. Bachem Verlag, Köln 1965; W. Bühlmann, *Alle haben denselben Gott. Begegnung mit den Menschen und Religionen Asiens*. Knecht Verlag, Frankfurt 1978.

lichen Kategorien „Theismus“ oder „Panththeismus“ scheinen nicht zu passen, das Göttliche bleibt jenseits von Monismus und Dualismus.

„Die Reise nach dem sagenhaften Indien war ein Wunder, eine Legende, ein Glanz von Farben und Fremdheit, eine Entdeckung und zugleich eine Erfindung, ein Blitzstrahl, ein Durchgang, etwas Göttliches, etwas Feenhaftes im Sinne Shakespeares oder der Romantik. Denn das Wesen der Kunst ist die Überraschung, und in der Romantik wird eine Episode oft ohne Zusammenhang mit den vorausgegangenen dargestellt.“¹¹

Viele Erlebnisse blieben unerwähnt, manche Fragen machen Angst: der östliche Atheismus von morgen? der Mystizismus, der alles annimmt, der auch gegen das Christentum nichts einzuwenden hat, weil er meint, es verstanden und überholt zu haben? der Individualismus, der keine gemeinsamen Gottesdienste und keine organisierte Hierarchie kennt?

Papst Paul VI. blieb auch nach seiner Indienreise zuversichtlich: „Wir vermögen die Schicksale der Völker nicht vorausszusehen; jedes Schicksal ist für die beste wie für die schlimmste Möglichkeit offen. Es ist unergründlich und kann zum Segen wie zum Fluch ausschlagen. Ja, je höher eine Berufung ist, desto leichter kann sie verfehlt werden. Das gilt auch für Indien. Aber oft genügt ein Funke, ein Hauch, ein Appell in der Nacht oder ein erhobener Finger, der stumm in eine bestimmte Richtung weist.“¹²

Nach Auskunft einer Informationsschrift von Missio-Aachen waren sich die asiatischen Bischöfe auf einem Kolloquium im Frühjahr 1977 in Hongkong über diese Richtung weitgehend einig: „Die kommenden Jahrzehnte werden nicht eine Zeit idyllischen Friedens, sondern die Periode einer ‚gigantischen Krise‘ sein.“ Die Kirche müsse vor allem wissen, wo sie sich befinde, nämlich:

- in einem Kontinent der Jugend (50 Prozent jünger als 21 Jahre!);
- in einem Schmelztiegel alter Kulturen, Rassen und Religionen, der aber dennoch viele gemeinsame Werte besitze;
- in einem oft politisch labilen Umfeld;
- in jenem Teil der Erde, in dem große Weltreligionen entstanden sind, wo aber die Religiosität auch von starken Erschütterungen bedroht sei;
- in einem Kontinent, wo große Massen in schrecklicher Armut leben, wo die Gegensätze zwischen arm und reich krass sind, wo revolutionäre Ideologien die Jugend anziehen und die technokratischen Eliten sich dem Agnostizismus, Säkularismus und Materialismus zuwenden.

Wie kann die Kirche in diesem Kontext dazu beitragen, die Armut zu bekämpfen? Und wie kann sie helfen, alte und neue Werte zu verbinden, so, daß sie sich selber treu bleibt und zugleich der menschlichen Entwicklung der Völker dient?

¹¹ J. Guittou, a. a. O. 42

¹² J. Guittou, a. a. O. 42.